

Wissenschaftsjournalisten - Lotsen durch das 21. Jahrhundert?

Bei einer im Jahr 2001 durchgeführten Umfrage der Europäischen Kommission in den 15 EU-Mitgliedsstaaten erklärten zwei Drittel der Befragten, über Wissenschaft und Technik schlecht informiert zu sein. Die Selbsteinschätzung stimmt: Das Statement „Antibiotika töten sowohl Viren als auch Bakterien ab“ haben nur 39,7 Prozent richtig beantwortet, nämlich mit „falsch“. Das Interesse für Themen aus Wissenschaft und Technik ist prinzipiell vorhanden, zumindest bei 45,3 Prozent der EU-Bürger. Wenn es um den persönlichen Lebensbereich geht, wie zum Beispiel um gentechnisch veränderte Lebensmittel, möchten sogar 85,9 Prozent der Befragten mehr darüber wissen, bevor sie davon essen.

Die Umfrage zeigt deutlich, welche schwierige Aufgabe Wissenschaftsjournalisten haben: sie sollen die Öffentlichkeit über wissenschaftliche Erkenntnisse informieren, die daraus resultierenden Chancen und Risiken abstecken und den Menschen so Entscheidungsgrundlagen für ihr Leben liefern. Gleichzeitig müssen sie davon ausgehen, dass die Leser/Seher/Hörer nicht einmal die grundlegendsten Begriffe kennen oder verstehen. Viele Wissenschaftsjournalisten sehen ihre Hauptaufgabe deshalb darin, „Übersetzer“ zu sein, die komplizierte Sachverhalte in der Alltagssprache darstellen können.

Journalist für Wissenschaft

Wissenschaftsjournalisten sind aber in erster Linie Journalisten und müssen deshalb vor allem das journalistische Handwerkszeug beherrschen: Themen finden, bewerten, Informationen sammeln, Fragen stellen, Fakten überprüfen, aus den angesammelten Informationen das Wesentliche auswählen und in verständlicher Form vermitteln. Dazu gehören auch Schnelligkeit, gute Schreibweise - auch unter Zeitdruck, ein kritisches Bewusstsein, eine gewisse Respektlosigkeit vor Autoritäten und Mächtigen und die Kenntnis der jeweiligen Medienformate und Darstellungsformen. Natürlich

muss jeder Journalist auch ein gewisses Grundwissen über den Themenbereich mitbringen, über den er schreibt. Doch genauso, wie ein Journalist, der über Politik schreibt, nicht Politiker gewesen sein muss (oder das vielleicht sogar nachteilig wäre), muss ein Wissenschaftsjournalist kein Wissenschaftler sein. Er sollte allerdings wissen, was die DNA ist, womit sich die Quantenphysik beschäftigt oder eben, dass Antibiotika nicht gegen Viren wirken. Er sollte Neuigkeiten aus der Welt der Wissenschaft rasch einschätzen und bewerten können und die richtigen Fragen an die Experten stellen. Dazu muss er wissen, wie Wissenschaft

„funktioniert“, das heißt, wie Wissenschaftler forschen und publizieren, wer die Forschung finanziert und welche Konkurrenz zwischen den Wissenschaftlern eines Faches besteht.

Lauter Sensationen?

Das Problem im „klassischen Wissenschaftsjournalismus“ liegt jedoch darin, dass die Wissenschaftsressorts von Tageszeitungen

oder beim Aktuellen Dienst von Radio- und Fernsehanstalten zumeist eher klein sind. Das bedeutet, dass die meisten Wissenschaftsjournalisten über grundsätzlich alle Bereiche der Wissenschaften Bescheid wissen müssten und auch noch den jeweiligen Stand der Forschung im Kopf haben sollten. Das ist - gelinde gesagt - ein Ding der Unmöglichkeit. Vor allem in der Hektik tagesaktueller Berichterstattung und bei der Kürze von Nachrichten und Meldungen besteht deshalb die Gefahr, dass wissenschaftliche Neuigkeiten rasch als Sensation dargestellt, falsche Hoffnungen geweckt oder Panik verbreitet werden. Wie oft konnten wir bereits lesen, dass es „jetzt endlich“ eine Heilung für Brustkrebs gebe oder es nun eindeutig erwiesen sei, um wieviel Zentimeter der Meeresspiegel durch die Klimaerwärmung steigen werde? Chefredakteure, die ständig nach Sensationen, Skandalen und Aufdeckergeschichten schreiben, verstärken diese Gefahr noch. Dazu kommt,

„Wissenschaftsjournalisten sollen die Öffentlichkeit über wissenschaftliche Erkenntnisse informieren, die daraus resultierenden Chancen und Risiken abstecken und den Menschen so Entscheidungsgrundlagen für ihr Leben liefern.“

dass in manchen Medien die Wissenschaftsjournalisten in einem (häufig bedrohten) Biotop leben, aus dem andere Redaktionen gerne einmal einen Experten fischen, der bitte schnell einen Wissenschaftler auftreiben soll, der den Föhnsturm im November zum Jahrhundertereignis erklärt. Wenn sich der Wissenschaftsjournalist weigert mit dem Hinweis, derartige Ereignisse gebe es wohl alle paar Jahre und man würde keinen seriösen Wissenschaftler finden, der gleich die Klimaerwärmung als Schuldige entlarvt, wird ihm oft vorgeworfen, er säße wohl mit den Wissenschaftlern gemeinsam im Elfenbeinturm.

Die Zukunft ist schön

„Kaum eine journalistische Berufssparte trifft sich so oft wie die der Wissenschaftsjournalisten, um den Stand des Metiers zu beklagen.“, meinte denn auch der Wissenschaftsjournalist Jochen Wegener vor sieben Jahren in einem Artikel über sein Ressort (Wegener J., MediumMagazin 12/95). Seither hat sich einiges getan: Im Fernsehen sind neue Wissenschaftsmagazine entstanden, Gentechnik, Klonen, Stammzellen-Forschung und Klimaerwärmung haben es bis auf die Titelseiten von Zeitungen und Zeitschriften geschafft. Wissenschaftsjournalisten die helfen, die scheinbar immer komplizierter werdende Welt zu erklären, sind zu Beginn des 21. Jahrhunderts gefragt. Sie sollen aber nicht nur helfen, die Welt zu erklären, sie sollen sie auch einfacher machen oder zumindest den Anschein erwecken. In den meisten Wissenschaftssendungen des deutschsprachigen Fernsehens wird Wissenschaft vor allem positiv dargestellt. Das ergab eine exemplarische Analyse öffentlich-rechtlicher und privater Wissenschaftssendungen (Hömborg W. und Yankers M., 2000). Während Wissenschaft und Technik in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts vor allem ökologisch und wissenschaftskritisch geprägt waren, überwiegt heute eine optimistische Betrachtung, zumindest in den Wissenschaftsmagazinen des Fernsehens. Das Fernsehen ist aber auch jenes Medium, über das sich die Mehrzahl der Interessierten über Wissenschaft und Technik informiert, wie die Studie der Europäischen Kommission und andere Untersuchungen gezeigt haben.

Kürzer, schneller

Wissenschaftsjournalismus ist genauso Moden und gesellschaftlichen Trends unterworfen, wie die

Medien im Allgemeinen. Das Angebot an Medien wird größer, die Zeit knapper, die Seh- und Lesegewohnheiten ändern sich. Im Fernsehen sind flott geschnittene kurze Beiträge gefragt, im Radio werden die Wortbeiträge immer mehr zugunsten der Musik zurückgedrängt, in den Zeitungen und bei den Magazinen werden wissenschaftliche Neuigkeiten oft in fünfzeiligen Kurzmeldungen abgehandelt. Zwar finden sich dazwischen immer wieder ausführliche Berichte mit wissenschaftlichem Hintergrund, doch die widmen sich häufig den Themen mit aktuellem Aufhänger - bzw. Aufreger - wie Überschwemmungen, Vulkanausbrüchen oder neuesten Experimenten zum Klonen von Menschen.

Wissenschaftsjournalismus soll aber auch zeigen, was Wissenschaftler eigentlich mit dem Geld machen, das ihnen über den Umweg von Uni-Budgets und Forschungsförderungen von den Steuerzahlern zur Verfügung gestellt wird. Da - zumindest noch - auch Numismatiker und Linguisten und nicht nur Krebsforscher und Klimatologen mit öffentlichen Geldern arbeiten, könnte man davon ausgehen, dass Wissenschaftsjournalisten einseitig berichten. Sie sind auf die Bereiche Naturwissenschaften, Medizin und Technik fixiert, und bei 3.000 wissenschaftlichen Fachgebieten sei das zu wenig, meint der Gießener Journalistikprofessor Siegfried Quandt (Der Standard, 3. Januar 2002). Dazu muss man allerdings auch sagen, dass sich das Publikum für Numismatik eher weniger interessiert als für Gesundheitsthemen, Ernährung oder neue technische Spielereien bei Autos.

Auslaufmodell?

Quandt schlussfolgert jedoch, dass die klassische Wissenschaftsredaktion der Vergangenheit angehöre, weil sie zu eng gedacht sei. Wissenschaftsjournalismus müsse in alle Ressorts einfließen, also auch in die Politik oder Wirtschaft. Das paßt zum Trend, die klassischen Ressorts aufzulösen und projektorientierte Redaktionsteams zu schaffen (siehe Fachjournalist, Oktober 2002).

Auch die Wissenschaftler selbst würden in Zukunft zu einer zentralen Quelle für alle möglichen Themen des öffentlichen Interesses, so Quandt. Dazu gehört auch - und das zeichnet sich seit längerem ab - dass Wissenschaftler lernen müssen, ihr Expertenwissen verständlich zu ver-

„Wissenschaftler lernen müssen, ihr Expertenwissen verständlich zu vermitteln“

mitteln. Die Ausbildungsangebote (siehe weiter unten) richten sich deshalb auch zunehmend gleichermaßen an Wissenschaftsjournalisten, Wissenschafts-PR-Leute und Wissenschaftler, die populär publizieren wollen.

World Wide Web

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Informationsströme zwischen Wissenschaftlern und Nicht-Wissenschaftlern wird auch das Internet haben. Einerseits böte es Forschern die Möglichkeit, die langwierigen und schwierigen - wenn auch noch immer prestigeträchtigen - Wege in die renommierten Fachzeitschriften zu umgehen. Die direkte Publikation von wissenschaftlichen Erkenntnissen und Ergebnissen im Internet verhindert aber auch die Kontrolle durch Wissenschaftlergremien, die vor der Veröffentlichung in Fachzeitschriften üblich sind. Andererseits ist das Internet ein verwirrender Dschungel von pseudowissenschaftlichen Texten, in denen sich selbsternannte Experten über UFOs, Alternativmedizin, Psychotherapie und Millionen andere Themen äußern. Nicht selten werden auch wissenschaftliche und wissenschaftsjournalistische Texte gestohlen, kopiert, kommentiert und völlig aus dem Zusammenhang gerissen, um irgendwelche krausen Theorien zu untermauern. Für den User, der nach fundierten Informationen sucht, wird die Welt der Wissenschaft durch das Internet zwar leichter verfügbar, aber auch immer unübersichtlicher. Das World Wide Web wird zum Spinnennetz, in dem man sich verfängt.

Vielleicht kommt gerade deshalb Wissenschaftsjournalisten - sozusagen jenen mit Brief und Siegel - eine neue Bedeutung zu: Als jene, die wissen, was sie tun und die ihren Job gelernt haben. Hoffentlich.

Aktuell und doch vertiefend

Eine andere Entwicklung gibt Anlass zur Hoffnung, dass einerseits das Interesse des Publikums an Wissenschaftsjournalismus steigt, andererseits für Wissenschaftsjournalisten mehr Jobs zur Verfügung stehen: Es sind die vielen Spezialausgaben von Wissenschaftszeitschriften, wie zum Beispiel Geo oder Spektrum der Wissenschaft, zu Themen wie Ernährung/Gesundheit, Gene/Klone/Fortpflanzung oder Klima/Energie. Sie bieten aktuelle Informationen, journalistisch aufbereitet und doch grundlegend und vertiefend dargestellt. Sie kommen dem Bedürfnis all jener nach, die sich

Hintergrundwissen jenseits der tagesaktuellen Berichterstattung aneignen aber keine dicken wissenschaftlichen Wälzer lesen wollen. Dass diese Ausgaben sogar schon an Zeitungskiosken an Straßenbahnhaltestellen gut sichtbar aufgelegt sind, zeigt entweder von gutem Marketing, oder doch von geringerer Schwellenangst der Kunden vor komplizierten Themen.

Ausbildung muss her

In der Deklaration der Dritten Weltkonferenz der Wissenschaftsjournalisten, die Ende November 2002 in Sao Jose dos Campos in Brasilien getagt hat, heißt es: "...science and technology will continue to be the source of human progress....science journalism can be a means of empowering society." Die Medien sollten deshalb mehr finanzielle und personelle Ressourcen für den Wissenschaftsjournalismus bereitstellen und ihm mehr Platz einräumen. Dazu gehören auch, dass Wissenschaftsjournalisten mehr Möglichkeiten zur Aus- und Weiterbildung erhalten, vor allem jene aus den Entwicklungsländern.

Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftskommunikation - so die 320 Teilnehmer der Konferenz in ihrem Papier - sei der Schlüssel zur wissenschaftlichen "Alphabetisierung" der Öffentlichkeit. Ein hehres Ziel, das selbst im "gebildeten" Europa bisher nur zum Teil gelungen ist. Aber immerhin: Bei der Erhebung der wissenschaftlichen Kenntnisse der Europäer durch die Europäische Kommission wussten 1992 nur 27,1 Prozent der Befragten, dass Antibiotika nicht gegen Viren wirken. Zehn Jahre später wissen das bereits 39,7 Prozent. Es kommt eben darauf an, wie man Zahlen interpretiert. Wissenschaftsjournalisten sollten das wissen.

Ausbildungsmöglichkeiten

Am besten ist es, eine generelle Journalistenausbildung zu machen und sich dann auf das Ressort Wissenschaft zu spezialisieren. Ein Studium - und damit Einblick in die Welt der Wissenschaft - ist auf jeden Fall sinnvoll, selbst wenn es nicht abgeschlossen wurde.

Den einzigen Studiengang für Wissenschaftsjournalisten in Deutschland bietet die Freie Universität Berlin an. Es ist ein zweisemestri-ger Lehrgang für Hochschul-Absolventen aller Fachrichtungen, allerdings gibt es nur eine sehr beschränkte Teilnehmerzahl.

Die Autorin:

Sonja Bettel, Dr. phil., Jahrgang 1964, ist Wissenschaftsjournalistin beim Österreichischen Rundfunk und Lektorin für Wissenschaftsjournalismus am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaften der Universität Wien.

Weitere (ausgewählte) Möglichkeiten:

Universitätslehrgang für Wissenschaftskommunikation für Wissenschaftsjournalismus und Wissenschafts-PR in Wien

<http://www.scimedia.at>

Grundstudium Wissenschaftskommunikation an der Zürcher Hochschule Winterthur

<http://www.zhwin.ch>

European Initiative for Communicators of Science

<http://www.eicos.mpg.de/>

Science and Environmental Reporting Program (SERP) der New York University

<http://www.nyu.edu>

Science-Writing-Program an der University of California in Santa Cruz für Naturwissenschaftler mit Erfahrung in Labor- oder Feldforschung

<http://scicom.ucsc.edu>

Knight Science Journalism Fellowships am MIT in Cambridge

<http://web.mit.edu/knight-science/>

Literatur:

The Declaration of the Third World Conference of Science Journalists of Sao José dos Campos, Brasil. 2002.

Europäische Kommission: Wissenschaft und Technik im Bewusstsein der Europäer.

Eurobarometer 55.2, 2002

Walter Hömberg/Melanie Yankers: Wissenschaftsmagazine im Fernsehen. Media Perspektiven 12/2000.

Klassische Wissenschaftsredaktion ist ein Auslaufmodell. Der Standard, 3. Januar 2002.

Klaus Meier: Teams und Projektarbeit in der Zeitungsredaktion. Fachjournalist Oktober 2002.

Jochen Wegener: Wahr, schön - aber nicht gut? MediumMagazin 12/95